



### Männer an der Newa . . .

Männer an der Newa, über die Wälle der Gräber hinweg,  
Heber die Mauer der geisteten und lebendigen Leiber hinweg  
grüßen wir euch!

Von den Wiegen der Menschheit her, von Osten her  
flutet das Licht;  
lang, ach so grausam lang ist der Weg über die Steppen,  
aber bald glänzen die Städte, die zwiespältigen Herzen  
der Welt.

Wir hören eure Batalajen, die schuchzenden Gesänge  
der Verführung:

Brüder, Allbrüder auf Erden!  
Heimstätten wollen wir bauen und Tempel  
dem heiligen Leben,  
Feste, Kongresse gilt es zu rüsten der Freiheit  
und Demokratie!  
Recht ist zu sprechen auf Treu und Handschlag  
und lachen wollen wir  
lachen wie Kinder, die ein graufiger Spuk nur gescheut. . .

Wölfe der Freiheit, der Revolution! Krieg, die Hyäne,  
zu Tode geht!  
Kurt Gildert.

### Wie groß soll Groß-Berlin sein?

Von Paul Umbreit.

Das Problem „Groß-Berlin“ ist durch die Begründung eines Bürgerausschusses Groß-Berlin und durch seine Propaganda in den Kreis lebhafterer Bestrebungen geraten. Es gibt Optimisten, welche die gegenwärtige Zeit des Umlernens und der Umgestaltungen auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens für günstig halten, uns auch die Verwirklichung von Groß-Berlin als Gemeindegemeinschaft zu bringen. Um so notwendiger dürfte es sein, von vornherein über die Grenzen dieses Problems Klarheit zu schaffen, damit nicht halbe Arbeit geleistet und das mühsam Erreichte in seiner Gesamtanlage zur Lebens- und Leistungsunfähigkeit verurteilt werde.

Die Leitlinie des Bürgerausschusses Groß-Berlin gehen davon aus, daß die Stadt Berlin mit ihren Nachbarorten zu einer baulichen, wirtschaftlichen und kulturellen Einheit zusammengewachsen sei, der die jetzige Gemeindeverfassung von Groß-Berlin nicht entspreche. Der Versuch der Staatsregierung 1911, einen Teil der öffentlichen Gemeinschaftsaufgaben dem Zweckverband zu übertragen, habe sich als untauglich erwiesen, weil der Bezirk des Zweckverbandes mit dem großstädtisch bebauten und unmittelbar dazu gehörigen Gebiete willkürlich zusammenschließt rein landwirtschaftliche, noch auf Jahrzehnte nicht für großstädtische Entwicklung bestimmte Teile der Landkreise Teltow und Niederbarnim, und weil der

Aufbau dieses Zweckverbandes die Lösung der Einzelaufgaben im Sinne des Groß-Berliner Gemeinschaftsinteresses hindert. Deshalb solle eine Form der Gemeindeverfassung von Groß-Berlin gefunden werden, die die Befriedigung der Gemeinschaftsinteressen voranstelle durch Schaffung einer unmittelbarer Wahl der Groß-Berliner Bürgererschaft beruhenden Gesamtgemeindevverwaltung, deren sachliche Zuständigkeit und deren örtlicher Umfang alle Gemeinden umschließe, die in wirtschaftlichem Zusammenhange mit Groß-Berlin stehen.

Man kann sich diesen wirtschaftlichen Zusammenhang in weiteren und engeren Grenzen denken. Spricht man aber von Nachbarorten, die mit Berlin nicht bloß eine wirtschaftliche und kulturelle, sondern in erster Linie eine bauliche Einheit bilden, und beklagt man es, daß die Landkreise Teltow und Niederbarnim landwirtschaftliche, für großstädtische Entwicklung auf Jahrzehnte nicht bestimmte landwirtschaftliche Teile in den Zweckverband hineingebacht hätten, so ergibt sich daraus, daß das Groß-Berlin des Bürgerausschusses als ein rein städtisches Gemeinwesen gedacht ist, etwa von dem Umfange der Stadt Berlin und der mit dieser unmittelbar zusammenhängenden Stadt- und Landgemeinden Charlottenburg, Wilmersdorf, Schöneberg, Friedenau, Tempelhof, Neukölln, Treptow, Stralau, Rummelsburg, Lichtenberg, Weißensee, Hohenschönhausen, Rantow, Niederhohenschönhausen, Reinickendorf und Schönholz, vielleicht auch noch Steglitz und Schmörgendorf hinzugenommen. Das würde im wesentlichen nur ein etwas größeres Großstadt ergeben, wobei der Eingemeindungsweg, weil er bei einer Reihe der in Betracht kommenden Gemeinden auf Schwierigkeiten und Abneigung stößt, durch einen Zusammenschluß unter Scheidung zwischen Gemeinschaftsverwaltung und Einzelverwaltung ersetzt werden würde.

Ein solcher Zusammenschluß würde zweifellos manche Mißlichkeiten und üblen Erfahrungen vermeiden, die sich früher aus dem gelegentlichen, ungeordneten Zusammenwirken, wie aus dem seit 1911 geordneten, aber höchst unzureichenden Zusammensein ergeben haben. Aber er würde nur besiegeln, was schon vor 20 bis 30 Jahren hätte gelöst werden sollen, dagegen außerstande sein, Zukunftsarbeit zu leisten, weitere Probleme des Großstadtwesens in Angriff zu nehmen, weil er bei deren Ausführung an die gleichen Grenzen stoßen würde, die Berlin vor einem Menschenalter unerträglich eingeengt hatten. Groß-Berlin ist aber heute auch schon längst über den Ring seiner Vorortgemeinden hinausgewachsen. Es braucht nicht städtische Gebiete, sondern Land, und zwar recht viel Land zur Durchführung seiner Entwicklung als Gemeinwesen. Was heute die kleinste Vorgemeinde besitzt, nämlich ein Ausdehnungsbereich nicht bloß zur Aufnahme ihres Bevölkerungszuwachses, sondern auch zur Versorgung ihrer Bewohner mit den dringendsten Lebensnotwendigkeiten, das fehlt der Hauptstadt des Deutschen Reiches, und nicht bloß dieser, sondern auch den meisten Großstädten. Will sie Trinkwasser beschaffen, so muß sie in fremde Gemeinden gehen; für Erholungsplätze, Gärten und Wälder hat sie keinen Raum, nicht einmal so viel, um ihre eigenen Toten zu begraben. Ihre Abwässer und Fäkalien muß sie über fremdes Land führen, Licht- und Kraftwerke außerhalb ihres Gebietes errichten, für Kranken-, Siedeh- und Irrenhäuser, Waisenhäuser und andere städtische Anstalten das Gastrecht entlegener Gemeinden in Anspruch nehmen. Und wo wollte Groß-Berlin in dem engen Gürtel, der jetzt anscheinend dafür vorgesehen ist, weitaussehende Wohnungs- und Siedlungspläne verwirklichen? Der wenige noch nicht bebauten Grundbesitz,

der hier in Betracht kommt, hat bereits das Niveau großstädtischer Preise erreicht, der jede volkstümliche Wohnungspolitik, vor allem den Kleinhäusbau, ausschließt.

Nicht Trennung von den Landkreisen, sondern Auflösung der Landkreise und deren städtische Durchdringung muß daher das Ziel eines zukunftsreichen Groß-Berlin sein. Natürlich darf diese Vereinigung nicht im Sinne des gegenwärtigen Zweckverbandes geschehen, durch Ueberstimmung der Dreimillionenbevölkerung Groß-Berlins durch die beiden Landkreise, sondern im Sinne der Schaffung einer wirklichen Einheit von Stadt und Land auf Basis völliger Selbstverwaltung. Wie der Londoner Grafschaftsrat sich völlig selbst regiert, auf allen Gebieten staatlicher Tätigkeit, der Sicherheits- und Gesundheitspolizei, des Schul- und Armenwesens, des Verkehrswezens, der Wirtschaftspflege und Sozialpolitik, nicht neben der Staatsgewalt, sondern als Fortsetzung der Staatsgewalt, so bedürfen auch die durch Vereinigung von Großstadt und umliegenden Landkreise zu schaffenden neuen Verwaltungseinheiten der vollen Selbstregierung, um ihre eigenen Angelegenheiten ohne staatliche Bevormundung zu regeln.

Eine solche Vereinigung Groß-Berlins mit den umgebenden Landkreisen würde zunächst ausreichenden Raum für eine wirkliche Wohnungs- und Siedlungspolitik schaffen, sowohl durch Einschluß der Wohngemeinden und Siedlungskolonien der schon heute in Groß-Berlin wirtschaftlich tätigen Bevölkerung, als auch durch Erschließung weiteren Geländes für die hinausdrängenden Stadtbewohner und für den künftigen Bevölkerungsüberschuß; — Bohnland nicht für 4—5stöckige Mietkasernen, sondern für kleine Wohnungen mit Garten. Durch Ausdehnung der Garten- und Kleinkulturbau würde die Ernährungsfrage für einen großen Teil der städtischen Bevölkerung in viel wirksamerer Weise gelöst werden können, als bisher. Auch die landwirtschaftliche Fläche kann die Großstadt nicht entbehren, sondern sie braucht ihre Erzeugnisse und muß sie in möglichst inniger Wechselwirkung zu bringen suchen. Die Großstadt kann der ihr eingeschlossenen Landwirtschaft Vieles geben: Abfall, Verkehrsmittel, Dünger, Kapitalien usw. Sie kann die Verwertung ihrer Produkte durch Markthallen, Molkereien, Kühlhäuser und städtische Milchzuführung erleichtern und erhöhen. Sie kann eigene Landwirtschaft auf Viegeländern, Milchwirtschaften, Obstplantagen und dergleichen betreiben und die Lebensmittelversorgung ihrer Bevölkerung in eigene Hand nehmen.

Das eigen wirtschaftliche Interesse der Großstadt verlangt aber auch Raum für die Trinkwasser- und Abwasser-, für Licht- und Kraftwerke an Flüssen und Seen, für die Verwertung städtischer Abwässer und Abfälle, die sie unabhängig macht von fremden Vorschriften. Das gleiche gilt für die hygienischen Einrichtungen und Anlagen, für Wälder und Parks, für Heil- und Pflanzschulen, für welche Groß-Berlin in fremder Bekämpfung Unterkunft suchen muß.

Die Vorteile der Vereinigung von Stadt und Land liegen indes nicht bloß bei der Großstadt und ihren Bedürfnissen, sondern auch die Landbezirke, soweit sie nicht durch bürokratische Verwaltung mißleitet sind, verlangen dringend nach der Gemeinschaft. Das Verkehrswezen würde systematischer und großzügiger gestaltet, das Schulwesen ganz anders auf dem Lande entwickelt und dem Stande der Großstadt angenähert, das allgemeine Bildungswezen durch Bibliotheken, Volkstheater, Theater und Stätten wissen-

### Die irre Ann.

Erzählung von Paul Jech.

Eine halbe Stunde vom Kanal lag die Zechenkolonie. So ein armes Grubenarbeiterdorf mit breiten, ungepflasterten Straßen, kleinen Vorgärten und schmutzigen Ziegelhäusern. Tags lagen da die Kinder halb nackt auf den Steinfliesen, balgten sich wie junge Kapentiere oder warfen einem Vorübergehenden Schimpfworte nach.

In den Hausfluren standen die Weiber zu vieren und fünfzen zusammen und latschten mit finlen Mäulern.

Abends, bald nach dem Glockenschlag sechs, veränderte sich das Bild. Mit schweren Stampfschritten und in soldatenhaften Reichen kamen die ruffigen Männer aus dem Schacht. Blickten nicht rechts und nicht links. Sprachten selten ein Wort miteinander und trocken geblickt in die Stuben.

Dann flammten die Lampen auf. Magere Suppen dampften auf den Tischen, und wer von den Männern in der Wibel Weisheit wußte, erhob die vom Staub verblommene Stimme.

Auf den Straßen huschten zuweilen Pärchen oder Tiere, die sich griffen. Und Schwarz, der Laternenmann, stielte mit der Fändstange von Pfahl zu Pfahl.

Dieser Schwarz war ein Halbbinbalibe. Er trug einen grünen Leinentittel, der ihm bis in die Knieleihen fiel, und einen breiten Lederriemen mit einem Messingfloß um den Leib. Seine verwiterte Knappenmütze hatte er bis über die Ohren gezogen. Aber unter dem glänzenden Schirm hingen graue Haarsträhnen hervor. Es war etwas Schleimendes in seinem Gang. Wie ein Schakal, der den Schatten sucht. Das schmeigende Geräusch seiner Pfeife klang wie Fauchen. Am Tage verrichtete Schwarz Botendienste auf der Gewerkschaft. Hatte die Kranken zu kontrollieren und die Witwen-gelder abzuliefern. Dafür erhielt er freie Wohnung, und es war das ansehnlichste Haus des Dorfes.

Seine Frau Sabine hielt auf Ordnung. Ihre drei Stuben waren mustergültig. Hatten immer blanke Fenster und saubere Gardinen davor. Und auf den Simsen standen Geranien und Pelargonien. An den Pflanzereien der anderen Frauen beteiligte sie sich nie. Die drei Söhne waren ihr untertänig im Gehorsam und Liebe.

Sie war wohl an die fünfzig Jahre alt. Dicke und rund. Hatte immer eine gestärkte Schürze vor und trug das weiße Haar in der Mitte gescheitelt.

Eines Nachmittags trat ich in ihre Stube, um dem Schwarz eine Anweisung zu überbringen. Er war schon von neun Uhr an unterwegs und hatte sich im Bureau nicht mehr sehen lassen.

Die alte Frau nötigte mich zum Sitzen. Goh mit rotschönen Händen den Kaffee in die großen, braunen Schalen und bei:

„Gedulden Sie sich noch was, Herr. Mein Mann sagte, daß er den Kaffee aufsuchen muß. Sie wissen ja. Der Kaffee hat den Kaffee gebraten. Sein Bruder, der drüben in Moosberg wohnt, hat ihn dort hin genommen. Nun wollte mein Alter doch nach der Ordnung sein.“

Ich sagte, daß ich dann doch lieber auf einen Augenblick mal nach Hause gehen möchte und daß dann der Schwarz zu mir kommen könnte, sobald er da wäre.

„Tun Sie das lieber nicht, Herr. Ihre Frau ging soeben den Weg hinauf zur Stadt. Sie hatte den Korb mit. Wahrscheinlich wird sie einkaufen wollen. Und sie muß ja diesen Weg wieder zurückkommen. Da steht Ihr sie ja dann von hier aus.“

Da blieb ich. Ich sah Sabine an, als sie den Tassenkopf über die Nase stülpte. Auf ihrer Stirn zeigten sich über den Augenbrauen ein paar tiefe Falten.

„Sie haben wohl viel Sorge mit dem großen Haushalt?“ Ich fragte so, weil sie ein paar Seufzer von unten herauf ausstieß.

„Ach ja, wie man das nimmt,“ erwiderte sie und tunkte eine Brotkrume in den Kaffee. Und wie es mit dem ginge. Leise und zurückhaltend.

Und da hatten wir unser Gespräch.

„Ach ja,“ sagte sie nach einer Weile. „Ihr euch beide ist diese schöne, junge Zeit so wie ein warmer Junntag. Gäh der Himmel, daß es noch lange bleiben möchte. Noch so jung seid ihr. Aber, wenn ihr mal das auf dem Rudel habt, wie Schwarz und ich, werdet ihr anders reden und manches wissen, das milde macht.“

Sie sah zu Boden und gerührte die Worte in der Kehle.

„Sie wollen etwas vor mir verbergen, Frau Schwarz. Warum reden Sie nicht aus?“

Da hob sie den Kopf und strich mit den Augen über die Wände.

Dort hingen Photographien in runden, schwarzen Rahmen. Junge Pärchen in Knappenstracht.

Nach einer Weile begann sie, den Blick herabgeschlagen und die Hände in den Schoß gefaltet:

„Sie kennen ja meine Jungens. Den Helmer und den Jupp. Aber da war noch einer. Erich. Der ist nun schon lange Jahre tot. Das war mein Kellner und im Schacht einer der waghalsigsten. Er kam nie unter zwanzig Zaler die Löschung nach Hause. Und getrunken hat er auch nicht. Aber ein Mädchen war da, das er heiraten wollte. Die Anna. Sie war damals knapp achtzehn und hatte nur die Mutter noch.“

Eines Mittags, es war im August, und mein Mann und die Jungens waren alle unter Tag, kam Anna aufgeregter über die Straße zu uns herein und sagte, daß sie einen bösen Traum gehabt hatte die Nacht. Sie war kaum zu beruhigen und zitterte am Leibe wie Espenlaub.

Ich gab ihr Kaffee und redete ihr den Unsin aus. Sie war dann auch wieder ruhig und half mir bei der Wäsche.

Da kam plötzlich ein Weintrier zu uns herein und Leuchte und machte ein ernstes Gesicht. Konnte gar nicht sprechen und verdrehte die Augen.

Endlich sagte er: „Das ist doch hier bei Schwarzens?“

„Ja,“ sagte ich.

„Dann erschreckt nicht. Da ist was passiert unten. Man weiß ja noch nicht, wie viel und wer alles, aber . . .“

„Da geht auf einmal ein Schrei — ich werde das mein Lebtag nicht vergessen, Herr und — und Anna hatte den Mann am Arm gegriffen.“

„Er ist tot, schieße sie, und lachte und schrie — Herr, daß es mir durch und durch ging und tief auf bloßen Strümpfen aus dem Hause auf die Straße und zur Grube hinunter.“

„Ich wollte nach und brach da, wo Sie jetzt sitzen, Herr, zusammen.“

„Als ich wieder den Tag anfoh, standen die beiden Jüngsten in der Stube, schwarz, blutend und mit verjüngten Mitteln.“

„Vater, wo ist Vater, schieße ich, und der Erich?“

„Ach, Mutter, beruhige Dich mal. Vater hat bloß das Bein gequetscht. Er ist noch beim Doktor.“

„Und Erich. Wo ist Erich?“

Schafflicher Vorführungen und bereichernder Unterhaltung gefördert werden können, wenn die großen städtischen Mittel für das Land nutzbar gemacht würden. Der weite Abstand der Gesundheitspflege auf dem Lande infolge des Mangels an Krankenhäusern, Entbindungsanstalten, schlechter Wasser- und Abfallbeseitigung sowie mangelnder sanitärer Aufsicht und städtische Hygiene nach und nach verallgemeinert werden. Die Stadt würde dem Land entgegenwachsen und das Land der städtischen Kolonisation und Kultur erschlossen werden. Die Vorteile sind für Stadt und Land so handgreiflich, daß keine ernsthafte Verwaltungsreform daran vorübergehen könnte.

Vindemann schreibt in seinem Aufsatz über die Selbstverwaltung („Recht, Verwaltung und Politik im neuen Deutschland“, J. C. C. C., Stuttgart 1916): „Statt Trennung der Stadt von dem Landkreis und damit von ihrer Agglomeration und engeren landwirtschaftlichen Basis, bedarf es vielmehr eines Aufgehens der beiden in dem größeren leistungsfähigen Wirtschaftskörper. . . . Erst dann kann die Stadt in die enge Beziehung zu ihrem ländlichen Gebiet treten, die für die höchste Steigerung der Produktion notwendig ist. Gerade die Vorzüge während des Krieges haben bewiesen, wie notwendig eine solche Verbindung ist und wie fruchtbar sie ausgestaltet werden kann.“ Also kein reinstädtisches, sondern ein landschaftliches Groß-Berlin. Selbstverständlich gilt das, was hier für die Vereinigung von Stadt und Land gesagt wurde, nicht für Berlin allein, sondern für alle Großstädte, ja für das künftige Stadtproblem im allgemeinen. Aber jetzt in erster Linie für Groß-Berlin!

## Haeckels Kristallseelen.

Als Goethe mit 82 Jahren die Augen für immer schloß, war sein letztes Lebensjahr erfüllt mit sammelnder, sühnender Arbeit und machsamem Interesse für die großen Fortschritte der Naturwissenschaft, von denen ihm namentlich die damals aufkommenden umfänglichen Ansichten über das Werden der Erdrinde angoßen. Diese Vernunft und Vernunftbegierde im hohen Alter rechnen wir ihm hoch an und sie gehört mit zu den Lichtstrahlen, von denen die Gestalt des Weimarers der Nachwelt umflossen erscheint.

Der 88jährige Ernst Haeckel hat den Ruhm, es darin seinem heimlichen Meister und Vorbild gleichgetan zu haben. In einem Alter, indem sogar nach der Bibel, die doch Langzeitigkeit für selbstverständlich hält, dem Menschen nur mehr Rückblick und Andenken geziem, übertrifft er die Welt mit einem Werk, in dem er zeigt, wie lernerfüllt er alle Neuerungen des Wissens verfolgt und wie gern er bereit ist, durch sie immer wieder umzulernen.

In seinem neuen Werk mit dem mehr dichterisch als wissenschaftlich klingenden Titel: „Kristallseelen“ sagt er selbst, was ihn dazu bewegen hat, noch einmal zur Feder zu greifen. Die Entdeckung des Jahres 1904, das er epochenmachend für die Naturforschung hält. Jetzt, nachdem sie ihre Probezeit weiblich seit 13 Jahren bestanden haben, erweisen sie sich als vollgültiger Besitz des Naturwissens und zwingen ihn zu einer Neuorientierung seiner Weltanschauung. Als die wichtigsten der neueren naturwissenschaftlichen Entdeckungen bezeichnet er das Auffinden der flüssigen Kristalle durch D. Lehmann, die Pflanzlehre (Gedächtnis-)lehre von Semon und die feste Begründung der Lehre vom Seelenleben der Pflanzen durch A. Francé. Dadurch wurde das allgemeine Weltbild erweitert und zwar durchaus in derselben Richtung, so daß Haeckel nicht umhin kann, daraus die notwendige Folgerung zu ziehen und seine früheren Studien gewissermaßen zum Abschluß zu bringen.

Die flüssigen Kristalle Lehmanns machten mit einem eigentümlichen Übergang zwischen harter kristallinischer Form und flüssigem Zustand bekannt. Komplizierte Kohlenstoffverbindungen (Zeolithkörper, Sulfidhydrate u. dergl.) besitzen die Fähigkeit, sich selbstständig molekular zu bewegen, mit einander zu verschmelzen (zu kopolymerisieren), unpolares auszuweichen, einen Gasaustausch aufrechtzuerhalten, den man mit der Atmung vergleichen kann, entsprechende Stoffe in sich aufzunehmen, wahrhaft zu fressen und dadurch zu wachsen, nicht bloß durch Auflagerung, wie bisher von Kristallen bekannt war, sondern durch Einlagerung neuer Substanz nach Art der Organismen. Sie können, wenn sie verletzt sind, ihre „Wunden“ wieder ausheilen, können unter ungünstigen Verhältnissen längere

Zeit in ein Latenzstadium geraten, dessen Gegenstück bei Organismen man Symbiose zu nennen pflegt und sie zerfallen endgültig, wenn sich ihre Ernährungs- und Wachstumsbedingungen auch endgültig ändern.

Die Pflanzlehre Semon's knüpft an die Tatsachen der Vererbung an und stellt diese in Parallele mit den seelischen Erscheinungen, namentlich mit dem Gedächtnis. Alles, was der Organismus erlebt, prägt sich in seinem Lebensstoff ein wie die Striche auf der Grammophonplatte, kann daher auch wieder auftauchen, wieder gegeben werden, wenn die Umstände es erfordern. Daraus erklärt sich für Semon alle Entwicklung. Nichts geht verloren, was einmal erarbeitet ist; wenn nicht im eigenen Leben, so taucht doch in den Erben das einmal Erreichte immer wieder auf und daher kommt es, daß nicht nur ein körperlicher, sondern auch ein seelischer Stammbaum existiert, weil sich Eigenschaft um Eigenschaft, Fähigkeit um Fähigkeit langsam anhäuft, eines sich auf das andere aufbaut und alles aus dem Organismus wieder hervorgeholt werden kann.

Die Begründung der Pflanzenpsychologie durch Francé hat zu den Ueberzeugungen geführt, daß seelische Gesetze im ganzen Bereich der lebendigen Wesen tätig sind, daß auch die einfachsten einzelligen Pflanzen so wie die höchstentwickelten Blütenpflanzen nicht nur Sinnesorgane, sondern auch Reflexe und Instinkte besitzen und Tieshandlungen ausführen.

Diese neuen Erkenntnisse nimmt Haeckel nun als Bausteine in sein großes Weltbild auf und erweitert es dadurch in bestimmten Richtungen.

Er sieht die Eigenschaften der flüssigen Kristalle für Vorstufen des Lebens an und schafft die Umrisse einer „Probiologie“, durch die er vom Verstand zwingend geforderte Ableitung der Lebewesen aus der unbelebten Natur erreicht zu haben glaubt. Man wird ihm zugestehen müssen, daß sein geschärft Auge und seine ungeheure Fachkenntnis die merkwürdigen Gesetze für seine Ansicht zusammenzutragen wußte, und daß selbst, wenn er da und dort Ähnlichkeiten vielleicht vorzeitig als Identität nimmt, der Gasaustausch das einlagernde Wachstum die Regeneration und Beweglichkeit der flüssigen Kristalle wirklich die Kluft zwischen einfachsten Lebewesen und Kristallen merklich verringert. Wenn irgendwo die unbelebte Materie den Schritt zu den Lebewesenwundern wagte, so könnte ihn nicht anders beginnen als durch die Werkwürdigkeiten, mit denen uns die flüssigen Metalle in Erstaunen versetzen.

Von den Kristallen und ihrem eigenartigen Verhalten, das man wirklich als eine Art Leben bezeichnen kann, ist nur ein sehr kleiner Schritt zu den niedrigsten echten Lebewesen, die in ihrer Gestaltung und Lebensweise wieder mannigfache „kristallinische“ Züge aufweisen. Die wunderbaren Formen der Radiolarien und Kieselalgen, von denen Haeckels Künstlerstift allein an vierhundert unbenannte festgehalten hat, verwirklichen alle Gesetze der Kristallisation, manchmal sogar in Einzelheiten, die erstaunlich und durchaus in seinem Sinne überzeugend sind. So wenn die neueren Forschungen über Kristallisation gezeigt haben, daß der Kristallgestalt zuerst die Ausbildung eines „Richtachsen-Skeletts“ vorangeht, das die Hauptlinien des Kristallisationsfeldes besetzt, woraus es erst von den Kristallflächen ausgeht wird. Und wenn nun Haeckel sein großes Bilderbuch der Radiolarien aufschlägt und nachweist, daß die gleichen „Richtachsen-Gesetze“, dieselben Kristallisationsgesetze, auch hier wiederkehren? In der organischen Gestaltung erfüllte sie eine vom Leben geforderte Notwendigkeit der Gleichgewichtserhaltung, und wenn sie hier nur aus dem Wanken eines zweidimensionalen, also nach physikalischem Gesetz tätigen Prinzipes verständlich sind, so zwingt die allgemeine Erkenntnis, daß überall gleiche Wirkungen auf gleiche Ursachen folgen, mit logischer Notwendigkeit, diese elementare „Strebung“ und „Fähigkeit“ auch für die Kristalle vorauszusetzen.

Auf diesem Wege kommt Haeckel zu seinem Begriff der „Kristallseelen“. Er verwendet dabei als Stützen den allgemeinen Nachweis Semon's, daß Vererbung sich nach den Gesetzen des Gedächtnisses vollzieht, und den Nachweis der modernen Botanik, daß pflanzliche Gesetze (wie etwa das Weber-Fechner'sche oder das Gesetz von der Summation unter-schwelliger Reize) auch ohne Nerven und Gehirnzellen in den Pflanzen, sogar in den einzelnen Zellen wirksam sind.

Weitläufig zieht er aus diesen Uebereinstimmungen seinen Schluß, und erbaut einen Stammbaum der seelischen Erscheinungen, der tief unten im „Vorleben“ wurzelt, letzten Endes eigentlich bei der Anziehung und Abstoßung der Atome, die durch die neuesten Fortschritte der Röntgenstrahlenforschung ja als Realität erwiesen worden sind. Stoff, Bewegung und Empfindung, eine große Dreieinigkeit ist ihm alles, was da ist auf Erden und in den Himmeln. Die einfachen Grundgesetze verknüpfen sich, bauen neue daraus auf; der große ewige Kreislauf der Umformung der Gestalten und der

Energien bringt das Beste des einmal Erreichten immer wieder zur Wirksamkeit und so zieht vor seinem geistigen Auge der Weltengang seine Bahn: Er beginnt in unermesslichen Fernen und größter Einfachheit, aber das gleiche Gesetz leitet alles weiter: die Steine, die Kristalle, dies Leben, das Menschen, den Menschengestalt, Natur und Kultur. Alles rollt dahin, hineingezogen in denselben Kreis und wird immer mehr für der Menschlichen Bewußtsein dasselbe sein und immer verständlicher werden, als der Ausfluß der gleichen Ueberkraft, die keiner weder nehmen, noch erkennen kann.

Es ist ein erhabenes Bild, dieser unerfütterliche Glaube an die große Einheit alles Geschehens, und eigentlich ist er wirklich auch der Weisheit letzter Schluß, der durchleuchtet aus dem Strahl aller Sondermeinungen, kritischer Einwände und Gegenläufe. Insofern hat Haeckel allen seinen Gegnern gegenüber recht: der Menschengestalt, die menschliche Kultur kann keinen anderen Ursprung haben als die irdische Natur, darum können auch beide nur von denselben Gesetzen beherrscht werden. Wenn aber des Menschen Seele irgendwo aus der Natur stammt, dann muß einmal auch der Kristall das Gesetz jener Gesetze gewesen sein, die zu solcher Entwicklung drängten. Und beim Nachdenken über diesen Weg werden Haeckels „Kristallseelen“ immer ein beachtenswerter Meilenstein bleiben in der einzigen Richtung, die für die Wissenschaft überhaupt gangbar ist.

A. Francé.

## Der „ewige Frieden“.

Engländer und Amerikaner nehmen gewöhnlich das Vorrecht für sich in Anspruch, den Gedanken des „ewigen Friedens“ in die Welt gesetzt zu haben. Die letzteren bezeichnen als Vater der Friedensbewegung den „gelehrten Grobshmidt“, jenen 1810 zu New Britain (Connecticut) geborenen Quaker Erich Burritt, der auf seinen Reisen durch England und Amerika einen regelrechten Kreuzzug für Frieden und menschliche Verbrüderung predigte, im Jahre 1848 den Brüsseler Kongreß der Friedensfreunde organisierte und in Zeitschriften und Broschüren für die Verwirklichung ihrer Ziele eintrat. Mitbegründer jener Gesellschaft der Friedensfreunde war indessen auch der englische Freihandelsagitor Cobden, der in den durch sie vertretenen Ideen die logische Ergänzung seiner volkswirtschaftlichen Forderungen sah und folgerichtig im Jahre 1851 für eine Bewegung zu gegenseitiger Einverständnis der Nützlichkeiten in den verschiedenen Staaten eintrat. Cobden nahm auch an den Verhandlungen eines der späteren internationalen Friedenskongresse, desjenigen zu Manchester, persönlich teil. Der erste solche war in London im Jahre 1843 auf Anregung von Jos. Sturge zusammengetreten, ihm folgte der bereits erwähnte zu Brüssel, im folgenden Jahre ein dritter zu Paris unter Victor Hugo's Vorsitz, noch andere in Frankfurt und London. Nach einer längeren, durch die verschiedenen Kriege in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hervorgerufenen Unterbrechung lebte der Pazifismus im Jahre 1878 auf dem Pariser Kongreß wieder auf, um seit der Weltausstellung von 1889 durch periodisch wiederholte Zusammenkünfte eine immer erfolgreichere Propaganda für seine Ziele zu treiben, denen schließlich mit der Errichtung des Haager Friedenspalastes auch die Zustimmung der offiziellen Machthaber ausgedrückt wurde. . . .

Die Friedensgesellschaften, deren es jetzt mehrere hundert in der ganzen Welt gibt, sind indessen nicht erst durch Burritt und Cobden's Anregung entstanden, sondern als unmittelbare Folge der napoleonischen Kriege. Schon im Jahre 1817 erwähnt die „Vossische Zeitung“ eine solche zu Massachussetts; in England sollen 1814 die ersten gegründet worden sein. Noch älter ist der Gedanke an einen Weltfrieden auf Grund der Völkerverständigung. Innerhalb einer größeren Anzahl von Staaten sollte schon Heinrich IV. von Frankreich eine solche zuwege bringen und zu diesem Zwecke seinen letzten Krieg führen, als er 1610 mitten in den Vorbereitungen hierzu ermordet wurde. Der erste Schriftsteller, der das Thema des „ewigen Friedens“ behandelte, war der Abbe Charles de St. Pierre, dessen Schrift „Entwurf für einen künftigen Frieden unter den Fürsten Europas“ großes Aufsehen machte, in alle europäischen Sprachen überführt wurde und u. a. den lebhaften Beifall des Philosophen Leibniz fand. Später wurde die gleiche Idee von Rousseau aufgegriffen, niemand aber hat sie schärfer und systematischer durchgedacht als Kant, dessen Abhandlung „Zum ewigen Frieden“ im Jahre 1796 erschienen ist. In diesem philosophischen Entwurf wird das allmähliche Aufhören bestehender Kriege gefordert und das Verbot, Staatsverträge in Verletzung auf äußere Staatsverträge zu machen, beantragt; auch soll den Staaten die gewalttätige Einmischung in die Verfassung und Regierung eines anderen Staates untersagt werden.

Kant trat für die Gründung eines zwischenstaatlichen „Friedensbundes“ ein, der sich vom Friedensvertrag dadurch unterscheiden würde, daß dieser bloß einen Krieg, jener aber alle Kriege auf immer zu endigen suchte. Freilich galt ihm auch dieser Friedensbund nur als negatives Surrogat für das, was eigentlich mangelte, nämlich daß die Staaten sich zu einem allmählich immer wachsenden Völkervertrage zusammenschließen, der zuletzt alle Völker der Erde umfassen würde. Die Realisierbarkeit einer solchen Weltrepublik mutet nun freilich unter den herrschenden Verhältnissen vielfach noch utopischer an als zu seiner Zeit. Indessen die ganze Weltgeschichte beruht auf der Verwirklichung von Utopien, und heute sind die Vorbedingungen für einen Weltfrieden weit mehr entwickelt als je zuvor.

## Sie kennt ihn.

Leute, die nichts davon verstehen, glauben immer, den Spiritismus als Dummzug behandeln zu müssen. Sie sollten sich eines Besseren belehren.

In einer spiritistischen Sitzung wünschte unlängst eine Witwe mit ihrem verstorbenen Gatten zu sprechen. Das Medium mißlieh sich redlich ab, konnte jedoch die gewünschte Verbindung nicht herstellen. „Es scheint, daß die Vorbedingungen dafür heute Abend nicht gegeben sind“, meint schließlich das Medium, als der Tisch gar nicht klappen wollte.

„Sie haben ganz recht“, stimmte ihr die Dame ernsthaft mit einem Blick auf die Uhr bei. „Es ist erst 9 Uhr und vor Mitternacht war mein Mann nie für mich zu sprechen.“

## Notizen.

Der „Deutsche Volksbauernbund“ hält seine Gründungsversammlung am 2. Dezember, vormittags 11 Uhr, im Bürgerhalle des Berliner Rathhauses ab.

— Vorträge. Urania täglich außer Mittwoch, Tier und Mensch in der Wildnis. Mittwoch spricht Prof. Lampe über „Erdkundliche Tiefdrucke im Weltkreis“. — In-stitut für Meereskunde. Dienstag Prof. Kuno Meyer: „Irland im Kriege“. Freitag Prof. Stahlberg: „Der U-Boot-Krieg und seine Wirkung“. — In der Tropen-Sternwarte spricht Dienstag 7 Uhr Prof. Argenhold über: „Astronomie mit dem Opernglas und kleinen Fernrohren“. — Ueber „Volksheim und Kriegeredruken“ spricht Prof. Trommerhausen am 8. Dez., abends 8 Uhr, Rathhauskirche, 20/21, im Auftrage des Zentralverbandes gegen den Alkoholismus.

Der Verein für deutsche Frauenbildung und Frauencultur veranstaltet Sonntag, den 2. Dezember, im Lehrvereinshaus, Alexanderstr. 41, Ausstellungen und Verkauf von 11 Uhr vormittags bis 9 Uhr abends, mit künstlerischen Darbietungen.

— Hermann's Bildnis von Ludwig Arndt gemalt, befindet sich in der Porträtgalerie in der Schinkelschen Bibliothek (in der Nähe des Schlosses). Sie ist Sonntag in den Mittagsstunden zugänglich.

\*) E. Haeckel, Kristallseelen. Studien über das anorganische Leben. V. Ardenner, Leipzig, 1917.

„Den haben sie noch nicht gefunden. Der war ja im vordersten Schacht. Sie suchen nicht. An die zwanzig Mann suchen.“

„Na, ich will es Ihnen kurz sagen, Herr. Meinen Alten brachten sie ebenfalls auf der Bahre. Und ich habe ihm gleich in der Kammer ein Lager zurecht gemacht. Und da lag er dann fünf Wochen . . .“

„Aber der Erich — —!“

Helle Tränen rannen der Alten über das kleine, verschrumpfte Gesicht.

Der Pfarrer kam und der Direktor auch. Und alle sagten, daß es ja gewiß recht schade sei, einen solchen Jungen verloren zu haben. Aber die Unglücksfälle wären nun doch einmal nicht zu vermeiden. Diekommen ungerufen und heißen die besten weg. Und dann: Ihr Mann ist doch wenigstens gut weggekommen.“

„Ihr habt Schuld daran“, kam es hart von meinem Munde. —

„Wir konnten wirklich nichts dafür, liebe Frau“, sagte der Pfarrer. Und es wurde ihm beschwerlich.

„Und der Direktor stand ungeduldig da, bald auf dem einen, bald auf dem anderen Fuß. Es war ihm, als hätte er an jedem Bein einen Vicissimpen hängen.“

„Ich wurde immer wütender und schrie: Naus, ihr Schandpö! Da gingen sie kopfschüttelnd. Und dann kamen viele Nachbar-Inn'e, zu trösten. Ich litt aber keinen in der Stube.“

Am Abend brachte der Jupp die Anna herein. Sie hatte vor dem Grubentor gelegen und blutete.

Eine Zeilung hatte sie still in der Ecke gefressen, wie ein Tier, das dem Sterbenden nahe ist. Aber dann war ein jammervolles Gemurmel von ihren zusammengebissenen Lippen gekommen — ein bitteres Klagen zu Gott, daß er ihr den Erich genommen. Ah ja, es gab ja keinen in der Welt, der so war wie er. So lieb und gut. Vielleicht hatte der Herrgott ihn gerade deshalb zu sich genommen. Er handelte nicht mit uns nach unsern Sünden und vergalt uns nicht nach unserer Missetat.

Aber sie ließ sich nicht trösten. Wir behielten sie die Nacht da, und sie lag wie tot auf dem Lager. Nur verzweifeltes Stöhnen und schweres Atem kam aus ihrer Brust.

Spät in der Nacht war sie erst eingeschlafen, und wie ich sie weckte, als schon die Sonne hoch stand, schlug sie um sich, daß der Staub aufwirbelte.

„Als wir den Jungen begraben,“ waren noch zehn andere mit ihm verbrannt, haben wir sie eingeschlossen bei der Mutter.“

Nach dem Begräbnis haben wir kein Wort von Erich gesprochen miteinander.“

„Was hätten wir auch eins dem andern sagen können.“

„Seit der Zeit kommt sie nun jeden Tag zu uns und sitzt bei mir. Sieht mich wohl lange und verstört an. Aber sprechen tut sie fast nie von ihm. Doch vergessen hat sie ihn noch keine Stunde.“

„Sie hätte noch Freier genug gehabt. Meine beiden Jungs waren hinter ihr her. Aber sie konnte den Toten nicht lassen. Sie ist immer mit Erich in ihren Gedanken.“

Manchmal überkommt es sie, daß Erich tot ist. Dann geht sie tagelang umher wie aus Stein und kann nicht zum Weinen kommen. Es ist zum Erbarmen mit ihr, Herr. Wenn sie sich anweinen kommt, ist es wieder besser mit ihr. Und nun sagen die Leute, sie ist wie ein Kopf.“

„Nutter Schwarz, sagt sie manchmal. Euer Erich ist doch immer bei mir. Wenn die Leute es auch nicht glauben wollen. Er ist doch immer bei mir . . .“

Am Fenster leuchtete eine Gestalt vorbei.

„Anna“, leuchtete die Frau.

Ich beugte mich vor. Da trat sie auch schon ein, nicht mir zu und setzte sich auf einen Schemel neben die alte Frau.

Durch das Fenster strich die Abendsonne und strich mit langen Fingern über das geduckte Mädchen.

Ein abgetragener Rock hing ihr über die knochigen Lenden herab. Zwischen dem Rock und der Jacke lag das Hemd in einer großen Falte. Ihr flachgelbes Haar hing in ungelämmten Locken über die Stirn.

Ich rief ihren Namen und versuchte ein Gespräch.

Sie richtete sich nicht und sah nicht auf.

Von der Grube her hallte die Schichtglocke — da falteten sich die zitternden Hände der alten Frau und ihre Lippen bewegten sich lautlos im Gebet.

Aber um Annas wilden Mund spielte ein seltsames Lächeln. Sie trat wie eine Mondfuchsigkeit mit gespreizten Armen und aufgerissenen Augen ans Fenster und beugte sich auf die Straße vor. Murmelte dunkle, rollende Worte . . . eine heidnische Beschwörung.

Dann padten sie Krämpfe und ihr Angesicht verzerrte sich zu einer grauenvollen Frage.

Leise schlich ich mich aus der Stube.

Draußen hing schon das Zwielicht nieder und es dampfte von den Bäumen, die mit tauschwerem Laube dastanden.

Ueber der Grube aber stieg das Feuer aus den Oefen in feghafter Loh empork. Und stand in den Wolken wie eine riesige Schlächterfaust.